

Unter der Maske des heiligen Eifers

Von Paulus Sladek OSA, Zwiesel*

I

Die Nobelpreisträgerin Pearl S. Buck hat in einem weltberühmten Roman „Der Engel mit dem Schwert“ (RORORO) Gestalt und Leben ihres Vaters, eines puritanischen Missionars (Presbyterianer) geschildert,* der vor dem ersten Weltkrieg über 50 Jahre lang in China gewirkt hat. Das Buch zeichnet ihn als einen Mann von gewaltiger Glaubenskraft und leidenschaftlichem Bekehrungseifer, der, in äußerster Strenge gegen sich selbst und alle Schwierigkeiten und Gefahren verachtend, sich in der Missionsarbeit verzehrte. Aber gewisse Charakterzüge dieses Eifers stehen in so scharfem Gegensatz zum Geist des Evangeliums, daß sie die Echtheit seiner ganzen Frömmigkeit in Frage stellen. Seine Gestalt kann uns daher zu ernstem Nachdenken über das erschreckende Ausmaß an Selbsttäuschung und Verblendung, deren wir Menschen fähig sind, anregen.

Die Frömmigkeit Andrews — das ist der Name des Missionars — war geprägt durch die Theologie Calvins. Ein glühender Glaube an die Majestät des allmächtigen und furchtbaren Gottes, der seinen Sohn zur Rettung der verderbten und zur Hölle verdamnten Welt geopfert hat, erfüllte seine Seele. Dieser Glaube gab ihm Sicherheit in allen Schwierigkeiten und Gefahren. Nicht einmal während des Boxeraufstandes unterbrach er seine Missionsarbeit und konnte auf die Frage, ob er sich denn nicht gefürchtet hätte, antworten: „Ich war mir der Nähe Gottes immer bewußt, und diese glich einem hellen Licht, das Tag und Nacht leuchtete. Alle menschlichen Wesen waren weit von mir entfernt“ (S. 93). Er zweifelte keinen Augenblick daran, daß der Sturm sich legen würde, daß das Böse zusammenbrechen und das Gute triumphieren müsse. Laut betete er in jedem seiner Gebete: „Erhalte uns getreu bis zu dem Tag, der gewiß kommt, bis zu dem Tag, da das Böse auf der Welt verschwunden ist und Gott gesiegt hat“ (ebda)! „Der Tag, der gewiß kommt“ — auf diese Gewißheit baute er sein Leben auf und kannte weder Zweifel noch Wankelmur. In diesem Glauben an den Sieg Gottes über das Böse konnte er einen Chinesen, der ihn einmal in der Nacht mit gezücktem Messer bedrohte, mit dem furchtbaren Strafgericht Gottes einschüchtern und zur Flucht zwingen und sich ruhig auf die andere Seite legen und weiter-schlafen (83). Seine Begeisterung für Gottes Ehre steigerte sich zu innerer Verzückung, wenn er durch die Taufe Menschen vor dem Verderben der Hölle hatte retten können. „In einer Freude, die nicht von dieser Erde

* Wenn auch P. S. Buck's Roman schon einige Jahrzehnte alt ist, so ist doch sein Problem, sich selbst an die Stelle Gottes zu setzen und Gottes Wort als Etikett auf eigene Aspirationen zu kleben, in diesem Äon wohl zu jeder Zeit aktuell. (Anmerkung der Schriftleitung).

war, war er buchstäblich gewandelt. Er sah aus, als brenne in seinem Inneren hell eine Lampe. Er war nicht fröhlich — dazu war seine Freude zu tief. Er saß ruhig da, aß mäßig wie immer, und hörte nichts, was bei Tisch gesprochen wurde, doch um ihn lag ein Strahlen“ (77).

Den leidenschaftlichen Einsatz für die Missionsarbeit verband Andrew mit größter Anspruchslosigkeit und Selbstzucht. „Er war härter gegen sich als gegen andere und keiner aß frugaler oder kleidete sich armseliger, als er es im Dienste Gottes tat“ (121). „Es hat wohl noch nie einen heiligen Mann gegeben, der seinen Leib so in der Gewalt gehabt hätte . . . Keiner von uns erinnert sich irgendeines Nachgebens oder eines Übermaßes“. „Er hatte sich immer völlig in der Gewalt. Er erfüllte seine Pflicht bis ins Letzte. Nicht einmal seine Feinde stellten diese flammende Lauterkeit jemals in Abrede“ (25). Als ihn chinesische Räuber einmal überfielen und dann seinen Namen erfuhren, ließen sie ihn wieder frei und gaben ihm sein geraubtes Eigentum wieder zurück, weil im ganzen Volk bekannt war, daß er nur Gutes tat (25). China war überhaupt „die Heimat seines Herzens . . . Mit dem chinesischen Volke hatte er unendliche Geduld, denn er fühlte, daß er zu diesem entsendet worden sei“ (131 f.). Zu seinem 70. Geburtstag überschütteten ihn die Chinesen mit Ehrungen und Geschenken — ein Zeichen für die allgemeine Verehrung, die ihm entgegengebracht wurde. Das will bei dem bekannten chinesischen Fremdenhaß viel bedeuten.

An weltlichen Dingen hatte Andrew überhaupt kein Interesse. Im praktischen Leben war er völlig unbeholfen und unerfahren und von einer ausgesprochen kindlichen Naivität, ja Vertrauensseligkeit, die oft genug von den Chinesen mißbraucht wurde. Trotzdem entzog er ihnen weder sein Vertrauen noch seine Liebe (26, 76, 148).

Auf dieses leuchtende Bild eines Streiters für die Ehre Gottes fallen aber tiefe Schatten. Immer wieder betont der Roman unter den Charakterzügen Andrews Eigensinn und unbeugsame Eigenwilligkeit. Er war von einer leidenschaftlichen Rechthaberei erfüllt. „Er wußte, daß er immer Recht hatte“ (130). Er war nie bereit, sich einem fremden Willen zu unterwerfen, sondern hielt unbeugsam an seinen eigenen Meinungen fest. „Er war der starrsinnigste aller starrsinnigen Söhne des Herrn“ (85). „Niemals fügte er sich irgendwelchen Regeln, weil sie nämlich immer mit seiner Pflicht in Widerstreit zu stehen schienen. Und seine Pflicht kannte er immer genau“ (39), weil er diese immer selbst bestimmt hat. „Er hat immer nach seinem Gutdünken getan“ (41). Er lebte in einer unglaublichen Selbstsicherheit und Selbstgerechtigkeit. „Er ging seines Weges heiter und selbstsicher, sicher in dem Wissen um seine Gerechtigkeit“ (31). „Er war seiner selbst, sowie seiner Sendung sicher“ (66). „Bei seinem Tode war er überzeugt, daß er richtig gewählt, richtig geglaubt und in seinen Werken Erfolg errungen habe“ (32).

Der Eigensinn und die Eigenwilligkeit Andrews beweisen, daß ihm der demütige Gehorsam Christi, der auf dem Ölberg betete: „Nicht mein Wille, sondern dein Wille geschehe“, fremd war. Während er glaubte, ganz vom Eifer für das Reich Gottes erfüllt zu sein, erkannten andere sehr wohl, daß die eigentliche Triebfeder seines missionarischen Eifers die Herrschsucht war. Das kommt in dem Roman immer und immer wieder zum Ausdruck. Der Verfasserin scheint freilich gerade dieser Charakterzug ihres Vaters und der anderen damaligen Missionare aus den Südstaaten der USA zu imponieren. Ausdrücklich betont sie, daß der Machtwille sie zu ihrem Beruf hingeführt habe, also nicht die Liebe zu Gott: „Wären sie nicht ausgezogen als kühne Missionare, sie hätten sich in die Goldfelder gewandt oder Polarforschungen unternommen oder als Piraten Raubfahrten gemacht. Sie hätten auf andere Art die Eingeborenen fremder Länder beherrscht, wenn Gott nicht ihre noch jungen Seelen an sich gerissen hätte. Sie waren stolz und streitbar und tapfer und unduldsam und leidenschaftlich. Kein einziger Schwächling befand sich unter ihnen“ (43).

Andrew, der jüngste von sechs Brüdern, sollte einmal nach dem Willen des Vaters dessen ausgedehnte Farm übernehmen. Er hatte aber viel mehr Interesse an Büchern und haßte die Landarbeit. Wie seine übrigen Brüder wollte er auf keinen Fall auf dem Lande bleiben. Als er 16 Jahre alt war, kam ein Chinamissionar in das Elternhaus und forderte vom Vater offen, er müsse einen Sohn für die Chinamission opfern. Andrew erschrak davor, daß Gott ihn zum Missionar berufen könnte. Tagelang dauerte der innere Kampf. „Ich ging Gott aus dem Wege. Ich wußte es und war tief unglücklich“, schrieb er darüber als alter Mann. Erst nach tagelangem Ringen kam die Entscheidung, freilich in einem Augenblick, da ihm seine Mutter die Forderung des Vaters mitteilte, er müsse als einziger seiner Brüder den Landbesitz übernehmen. Er selber sieht es freilich später ganz anders. „Ich habe mein trotziges Herz gebändigt! Ich rief Gott zu: Hier bin ich — sende mich aus! Unverzüglich füllte Frieden meine Seele. Ich hatte keine Furcht mehr. Ich fühlte mich stark. Als ich meinen Willen aufgab, senkte sich die Macht Gottes auf mich. Und Gott sandte mich aus“ (19). Aber Andrew täuschte sich über das Motiv seiner Berufswahl. Letzten Endes wollte er der Tyrannei seines Vaters und der verhaßten Landarbeit entfliehen und suchte eine geistige Aufgabe, in der er seine ganze Kraft ausleben konnte. Der Einsatz seines Lebens für die Majestät Gottes — das war das Ziel, das ihn begeisterte. Aber er erkannte nicht, daß jugendliche Begeisterung immer nur die eigene Erhöhung und Vollendung sucht und keineswegs schon selbstlose Hingabe ist. Jugendliche Begeisterung für Gott und sein Reich muß auf dem Wege zur Reife erst durch Selbstverleugnung und Demut geläutert werden. Nur Demut und Gehorsam gegen Gottes Willen suchen im religiösen Leben und im Apostolat wirklich „zuerst das Reich Gottes und Seine Gerechtig-

keit“ und nicht mehr die eigene Ehre und die eigene Erhöhung. Andrew aber wählte, wie die Verfasserin ausdrücklich sagt, „den größten Gott, den er kannte“, weil ihn dieser größer machen konnte als alles andere, „und er machte sich auf in die Welt, um die Menschen zu zwingen, daß sie seinen Gott als den einzigen wahren Gott anerkennen, vor dem alle sich beugen müßten“ (31).

In seinem jugendlichen Idealismus erkannte er nicht, daß er Gott, Religion und Missionsarbeit nur als Möglichkeit zum Ausleben seines eigenen Geltungs- und Machtstrebens suchte. Im Laufe der Jahre beherrschte dieser „geistige Imperialismus“, wie es die Verfasserin nennt, sein ganzes Tun und Lassen. Letzten Endes ging es ihm nicht darum, daß sich die Neubekehrten vor Gott beugten, sondern vor seinem eigenen Machtwillen. Andrew wollte „über Tausende von Seelen gebieten“ (114). Darum war es seine „ewige Leidenschaft“, „sein Arbeitsfeld auszudehnen, zu vergrößern, mehr Seelen zu erfassen“. Die Predigt erschien als beste Gelegenheit „zur Ausübung persönlicher Macht über die Gemüter und das Leben anderer“ (17). Darum zog Andrew aus, um „triumphierend zu predigen“ (85), d. h. um beim Predigen lustvoll die eigene Überlegenheit und den Erfolg seines Machtwillens, unter den er durch seine Predigt die anderen beugte, zu erleben.

Die Verfasserin und wohl auch andere haben Andrews Herrschsucht klar erkannt. Sie nennt seinen Missionseifer ausdrücklich einen „geistigen Imperialismus“. Aber Andrew selbst war „völlig blind“ und „fühlte sich bis in das innerste Wesen frei von Schuld“ (101). Denn er glaubte, sein Leben ganz Gott geopfert zu haben. Aber Hingabe unseres Lebens an Gott bedeutet vor allem Opferung unseres Eigenwillens an Gott. Andrew glaubte freilich, in allem den Willen Gottes zu tun. Aber die Verfasserin schreibt einmal den erschreckenden Satz: „Gott schien ihm immer das zu befehlen, was er ohnedies gern getan hätte“ (48). Hier wird die „Methode“ deutlich, nach der sich Andrew über seinen eigenen Herzenszustand hinwegtäuschte: In ungeheurer Hybris identifiziert er den Willen Gottes mit seinem eigenen. So ist der Mensch! Er strebt in seinem Stolze wirklich danach, „wie Gott zu sein“, wie es Satan den ersten Menschen eingeflüstert hatte. Das ist keine Übertreibung, keine rhetorische Phrase, sondern blutvolle Wirklichkeit einer Versuchung, die sich in der unterbewußten Tiefe eines jeden Menschenherzens ereignet. Die oben angeführte Bemerkung der (ungläubigen) Verfasserin beweist dies unwiderleglich, genau so wie Nietzsches Ausspruch: „Wenn es Götter gäbe, wie hielte ich es aus, kein Gott zu sein!“ In seinem hybriden Streben nach Größe, Macht, Unabhängigkeit, über das er sich von Jugend an nie klare Rechenschaft gegeben hatte, erhob Andrew sein eigenes Ich an Stelle Gottes zum zentralen Wert und zur einzigen Wirklichkeit seiner Seele. Kein Wunder, daß er seinen eigenen Willen genauso absolut setzte wie sein eigenes Ich.

Der Mensch wird im Hauptgebot aufgerufen „Gott zu lieben aus ganzem Herzen, aus seiner ganzen Seele, aus ganzem Gemüt und aus allen seinen Kräften“, und den „Nächsten zu lieben wie sich selbst“ (Mk 12,30). Dabei ist die Nächstenliebe keine zweite, andersartige, von der Gottesliebe verschiedene Liebe, sondern nur Auswirkung und Bewährung der Gottesliebe. Wer Gott liebt, muß auch den Menschen lieben, den Gott zur Gotteskindschaft berufen hat. „Wer seinen Bruder nicht liebt, den er gesehen hat, ist auch nicht imstande, Gott zu lieben, den er nicht gesehen hat“ (1 Jo 4,20). Die Echtheit oder Unechtheit unserer Gottesliebe wird in unserem Verhalten zum Nächsten offenbar.

Wenn aber der Mensch nicht Gott aus ganzem Herzen liebt, dann liebt er — es gibt keine andere Möglichkeit — sein eigenes Ich mehr als Gott und sich selbst mehr als seinen Nächsten. Die Eigenliebe sucht nur das Ihrige und ist daher der selbstlosen Liebe des Nächsten unfähig. Auch der herrschsüchtige Mensch kennt nur das eigene Ich und ist ebenso unfähig, den Nächsten wirklich zu lieben.

Die Nobelpreisträgerin Pearl S. Buck bestätigt diese theoretischen Überlegungen in ihrem Roman an der Gestalt Andrews. Sein vom Machtstreben geprägter Gottesglaube und Bekehrungseifer kannte keine wirkliche Nächstenliebe. Er sah den Nebenmenschen gar nicht (67). Er sah nicht einmal seine Kinder. Er sah nur seine Aufgabe, der er sich geweiht hatte. Er hat sich aus der liebenden Verantwortung für den Bruder zurückgezogen in einen rücksichtslosen Einsatz, nicht aber für den lebendigen Gott, sondern für Glaubenssätze über den lebendigen Gott, die für ihn zu abstrakten Prinzipien geworden waren, hinter denen er in Wahrheit seine eigene Herrschsucht auslebte. Darum hatte Andrew kein Herz für die Menschen und ihre Not oder Schwäche, sondern „liebte Erbarmungslosigkeit. Eine Sache war entweder richtig oder unrichtig, wenn sie richtig war, war es auch richtig, sie mit Gewalt durchzusetzen“ (118). — Diesen Eifer kann der Mensch steigern bis zur Vergewaltigung freier Gewissen und Vernichtung Andersdenkender — verführerische Lust, wie Gott zu sein, der im Gericht seine Feinde mit Feuer und Schwert vernichtet.

Die Behauptung, daß Andrew sich mit seiner Herrschsucht liebesunfähig gemacht hat, wird keineswegs mit dem Hinweis auf seine Hilfsbereitschaft und Opferfreudigkeit gegen die Chinesen widerlegt. Er hatte sich selbst die Chinesenmission als Lebensaufgabe gewählt und zum Chinesenmissionar gehört, daß er sich für seine Aufgabe opfert. Es war seine eigene Wahl, die er traf, nicht eine Berufung Gottes. Er wählte sich sein eigenes Ideal und diesem — d. h. sich selbst und nicht Gott — wollte er bis ins Letzte treu bleiben, denn das entsprach seiner einmal gewählten Einstellung. Um seinetwillen, nicht aber um Gottes willen, aus Liebe zu den selbstgewählten Idealen, in denen er die eigene Erhöhung suchte, nicht

aber aus Liebe zu Gott, ging er unbeirrt seinen Weg. Darum interessierte er sich, wie die Verfasserin schreibt, nur für das Heil der Chinesen, nie aber hat er „den Versuch gemacht, die Seele eines Weißen zu retten, nicht einmal die seiner eigenen Kinder“ (67). Als seine Frau sterbenskrank wurde, sagte er zur Tochter: „Ich war der Seele deiner Mutter nie sicher“. Als er aber zu der Todkranken vom Heil sprechen wollte, nachdem er sich ein Leben lang nicht um ihre Seele gekümmert hatte, „verlor sie plötzlich die Geduld und herrschte ihn auf eine Weise an, wie sie es schon tagelang nicht hatte tun können und sagte: Du geh nur und rette deine Heiden“ (139). Da mußte er von ihr weggehen. Als er in ihrer Todesstunde wieder an ihr Bett trat, „freute er sich beinahe, daß sie schon bewußtlos war, da er nicht gewußt hatte, was er ihr sagen sollte“ (140). Härter kann seine Frömmigkeit nicht verurteilt werden.

Auch sonst fehlte ihm die Liebe gegen die Mitmenschen. „Weil er gegen sich so streng war, war er erbarmungslos in seinem Urteil über geringere Menschen“ (17). „Erbarmungslos“ war er in seinem Urteil auch gegen jene, die seine Pläne störten, ob es fremde Sektenprediger waren oder auch die eigenen Mitmissionare, mit denen er jahrzehntelang im Streite lag. Trotz seiner Herrschsucht war aber nach außen „sein Betragen von großer Freundlichkeit und Würde, sein Schritt ruhig, seine Stimme sanft, seine Art immer beherrscht und zurückhaltend mit Ausnahme jener seltenen sonderbaren plötzlichen Wutanfälle“, die „das verborgene Feuer seiner Seele“ verrieten. „Jedermann fürchtete ihn in solchen Augenblicken“, die freilich, je älter er wurde, desto seltener wurden (31).

Andrew war verheiratet und hatte 5 oder 6 Kinder. Der Frau und den Kindern gegenüber verweigerte er, wenn auch unbewußt, jede wirkliche Liebe. Diese Ehe war ein lebenslänglicher Machtkampf zwischen beiden, in dem sich die Frau äußerlich meistens unterordnete. Einige Male war sie aber nahe daran, ihn mit den Kindern zu verlassen. Einmal wollte sie wegen der Ausbildung der Kinder eine Übersiedlung durchsetzen. Andrew erblickte aber darin nicht eine Stellungnahme gegen seine Pläne, sondern eine Auflehnung gegen Gottes Willen. Seine Frau wagte es, „Gott zu trotzen“ (79). Für Andrew hatten Frauen nur in der „einfachen Funktion als Gattin und Haushälterin ihre Berechtigung. Nie kam ihm der Gedanke, bei einer Frau geistige Kameradschaft oder seelisches Verständnis zu suchen, zu erwarten oder zu wünschen“ (80). Auch seine Töchter existierten eben, so wie seine Frau existierte, und waren dazu da, ihn zu betreuen. Als er einmal krank war, wollte er nach Hause und sagte: „Ich habe eine Tochter daheim, die nichts zu tun hat, als mich zu betreuen“ (65 f.). „Er war so rührend, so zutraulich selbstsüchtig wie ein kleines Kind. In allen äußeren Dingen verließ er sich in aller Naivität auf Gattin und Töchter und nahm (alles) . . . , was ihm sein Heim bot, als

selbstverständlich entgegen“ (65). Diese rührende Naivität ist aber nur die Tarnung für die Kraßheit eines Egoismus, der wie ein kleines Kind ständig die Forderung erhebt, die anderen müßten allein für ihn da sein.

Es ist eine Verkehrung aller christlichen Maßstäbe, wenn die Verfasserin Andrews Gleichgültigkeit gegen die Mitmenschen mit seiner Religiosität erklärt und zu rechtfertigen sucht. Sie ist anscheinend selbst völlig blind dafür, in welchen Gegensatz zum Evangelium sie sich selbst und Andrew setzt, wenn sie von ihm schreibt: Er „war eine (von Gott) besessene Seele, für die das Leben und Menschenherz keine Wichtigkeit hatten“ (117). Von den puritanischen Missionaren im allgemeinen schreibt sie: „Die Religion hatte ihnen die Herzen verhärtet und es ihnen unmöglich gemacht, andere zu sehen und das Leben anders zu betrachten als durch die dunkle Brille des eigenen Glaubens“ (106). Aber es war dies nicht der Glaube, den Jesus Christus fordert, der sich in Liebe auswirken muß, sondern ein Glaube, der Gott zur Erhöhung des eigenen Ich mißbraucht. Das wird völlig klar, wenn es heißt: „Die Herrlichkeit Gottes hatte sie verblindet. Sie waren trunken vor Gottesliebe, so daß sie nichts anderes sahen als Seine Herrlichkeit und nur das eine für notwendig erachteten, ein jeder müsse so werden wie sie“ (92). „Ein jeder müsse so werden wie sie“ — er soll nicht werden, wie Gott es will, sondern wie sie es wollen. Diese Formulierung enthüllt die am Grunde dieser Frömmigkeit verborgene Herrschsucht. Kein Wunder, wenn es von Andrew heißt, daß er „auf unmenschliche Weise stolz war“ (32). Diese puritanische Frömmigkeit, welche alle Nächstenliebe im unbarmherzigen Feuer eines Eifers für die Majestät Gottes und die Rechte Gottes verbrannt hat, ist nach den klaren Worten Jesu an die Pharisäer keine gottgewollte Frömmigkeit, sondern Heuchelei, ja Satansdienst.

Diese falsche Frömmigkeit Andrews ist verbunden mit einem ungeheuren Ausmaß an Selbsttäuschung, die von der Verfasserin klar erkannt wird. Trotzdem Andrew ein ausgesprochener „Autokrat“ war, der nur seine eigene Meinung gelten ließ (130) und „sein ganzes Leben als eine ausschlaggebende, aus einer Person bestehende Minderheit zubrachte“ (111), wäre er selbst freilich „schmerzlich erstaunt gewesen, hätte ihm jemand erklärt, er sei anmaßend und herrschsüchtig“ (31). „Ganz gewiß gehörte Andrew zu den Verblindeten. Es war seine Stärke, daß er so innig an das glaubte, was seine Seele sagte, so innig, daß die Augen des eigenen Körpers von der Geburt bis zum Tode sich niemals öffneten“ (92). Aber das, „was seine Seele ihm sagte“, war nicht die Wahrheit und der Wille Gottes, sondern nur sein Eigenwille. Sein Glaube war angefüllt mit Selbsttäuschungen. So sehr war bei ihm der Wunsch der Vater des Gedankens, daß „er imstande war, an das, was er nicht glauben wollte, nicht zu glauben“ (101) und folgerichtigerweise daher immer nur das glaubte, wenn auch unbewußt, was er im Interesse seiner eigenen Ziele glauben woll-

te. Er hatte einstens das eigene Ich als seinen höchsten Wert erwählt und Gott in den Dienst der Erhöhung dieses eigenen Ichs gestellt. Darum „glaubte“ er in der verborgenen Tiefe des Herzens nicht so sehr an Gott, sondern nur an sich selbst, an den Eigenwert seines Ichs, an die eigene Gerechtigkeit, die eigene Auserwähltheit. Darum „glaubte“ er, daß er immer Recht habe und daß sein eigener Wille immer der Wille Gottes sei. Er „glaubte“ an dieses eigene Ich und die eigene Gerechtigkeit mit der gleichen Inbrunst, mit der wirklich Fromme an Gott glauben und sich diesem Gott rückhaltslos hingeben (glauben = sich angeloben). Und Andrews Glaube war getragen von der gleichen Überzeugung, daß das, was er glaubte, richtig und wahr sei, wie auch der Fromme von der Wahrheit seines Gottesglaubens überzeugt ist und es daher nicht für notwendig findet, diesen Glauben auf seine Berechtigung zu überprüfen. Selbsttäuschung ist ichbezogener Glaube. Wie der Stolz das eigene Ich an die Stelle Gottes setzt, so ersetzt die Selbstgerechtigkeit unterbewußt, aber gezielt Gott als einzig berechtigten Gegenstand des Glaubens durch das eigene Ich. Hier liegt die tiefste Wurzel dafür, daß die Selbstgerechtigkeit nicht nur einfache Selbsttäuschung, sondern deren höchste Stufe, Verblendung ist.

Die Stuttgarter Tiefenpsychologin Marie Therese von Foelkersam, die vom Menschenbild des Evangeliums ausgehend um eine christliche Neurosenlehre bemüht ist und der unsere Betrachtungen wesentliche Erkenntnisse verdanken, betont immer wieder, daß auch die Geschlechtlichkeit in die Urversuchung und Ursünde des Menschen, in Stolz und Selbstherrlichkeit, eingeordnet ist. Daher sind Stolz und Machtstreben, wenn auch vielfach unbewußt, eine Triebkraft für die geschlechtliche Begehrlichkeit. Der erb-sündige Mensch sucht immer seine Überlegenheit gegen den andersgeschlechtlichen Partner zu erleben, auch wenn dieses Streben vor dem eigenen Bewußtsein peinlichst zugedeckt und ein der personalen Verantwortung angeblich entzogener „Trieb“ für die sexuelle Begierde verantwortlich gemacht wird. Der männliche Stolz sucht das Erlebnis der eigenen Überlegenheit über das andere Geschlecht entweder im Erlebnis der überlegenen männlichen Kraft, etwa in der Besitznahme des Weibes, oder in geistiger Weise, durch Herabsetzung, Erniedrigung oder Verachtung des Weiblichen. Da die besondere intellektuelle Begabung des Mannes seinen Stolz verlockt, möglichst „wie Gott“ auch reiner Geist zu sein, kann sich dies in der Verachtung des Geschlechtlichen überhaupt auswirken. Pearl S. Buck bestätigt die Richtigkeit dieser Auffassung an der Gestalt Andrews an zahlreichen Stellen. Andrew, der „auf unmenschliche Weise stolz war“ (32), „mißfielen“ die Frauen im allgemeinen, „aber ganz besonders und unverhohlen haßte er den lauten, selbstsicheren, überzversichtlichen Typ (von Frauen), den unsere westliche Zivilisation in solchen Scharen entwickelt zu haben scheint“ (32). Der männliche Stolz, der zutiefst davon überzeugt ist, daß nur das eigene Geschlecht zur Herr-

schaft berufen ist, fühlt sich durch das weibliche Geltungsstreben zutiefst gereizt. Darum erschien Andrew die Kaiserinwitwe, die eine zeitlang China regierte, als „das schrecklichste und naturwidrigste aller Geschöpfe“. Sein Haß gegen weibliche Herrschaftsansprüche wird zum sadistischen Vernichtungswillen, wenn es von ihm heißt: „Jezabel nannte er die Kaiserinwitwe und erzählte immer mit Behagen das Ende dieser biblischen Königin, die von einem hohen Turm herabgeworfen und von den Hunden gefressen wurde.“ Und die Schriftstellerin bemerkt ausdrücklich: „Andrews Wesen hatte einen Zug, der es ihm möglich gemacht hätte, ruhig dabeizustehen und einer so gerechten Vergeltung zuzuschauen. Wäre er eine Generation früher geboren worden, hätte er noch Hexen verbrannt. In ihm lebte unbewußt, aber tief verankert, die Feindschaft der Geschlechter, in irgendeinem Kindheitserlebnis verwurzelt und, so traurig das ist, genährt durch die Anwesenheit Caries (seiner Frau), deren lebhaften, schnellen Geist er nie erfassen konnte, so sehr er sich auch bemühte, dagegen aufzukommen“ (118). Kennzeichnend für seine Verachtung des Weiblichen ist es auch, wenn es von ihm heißt: „Weibliche Fleischmassen erfüllten ihn immer mit Abscheu, der sich bis zur Wut steigern konnte“ (33). Die auch sonst feststellbare Wut des Mannes gegen alles Weibliche, die sich bis zu sadistischer Quällust und zum Vernichtungswillen steigern kann, verriet freilich auch ein außerordentlich starkes, wenn auch zumeist verleugnetes und peinlichst verdrängtes Begehren des Mannes nach dem Weib.

Andrews Machstreben lag wie eine schwere Last und Drohung auf seiner Familie, insbesondere auf seinen Kindern. Sie fürchteten daher den Vater. Es überkam sie immer „eine gewisse Erleichterung, wenn er sich auf seine Predigtfahrten begab . . . , ein Gefühl des Friedens“ (47). Kinder bilden ihre Gottesvorstellung am eigenen Vatererlebnis. Es ist kein Wunder, daß die Kinder Andrews, in deren Kindheit eine so furchterregende Vatergestalt auftrat, sich auch das Bild eines überstrengen und furchterregenden Gottes bildeten, vor dem man sich in Sicherheit bringen muß. Es muß uns zu einem ernsten Nachdenken über die Methode der religiösen Erziehung in der Familie und im Religionsunterricht mahnen, wenn wir von der Verfasserin hören, daß sie, wenn Andrew sich auf seine Missionsreise begeben hat, „in den Garten ging und dort den ganzen Tag spielte, es gäbe keinen Gott“. Sie erzählt, daß sie dieses Spiel bis zu dem „gefährlichen Entschluß“ weiterführte, diesen Abend nicht zu beten. Und dann heißt es: „Lange konnte ich nicht einschlafen aus Furcht vor dem Dunkel. Denn im Dunkel wußte ich natürlich, daß es einen Gott gab — jenes Auge, das alles sah. Aber ich blieb bei meiner Verruchtheit und schlief ein und erwachte zu meinem Erstaunen völlig wohlbehalten beim Schein der hellen Sommersonne, der durch mein Fenster drang. Seither hatte ich nie wieder große, so große Angst vor Andrew: Gott hatte mir nichts getan“ (47). Es ist kein Wunder, daß die Verfasserin später ungläubig geworden

ist. Sie hat sich als Kind gegen den erschreckenden Machtwillen des Vaters, der alles zu erdrücken drohte, gesichert und sich gegen ihn verschlossen. Sie tat dasselbe auch gegen Gott. „Mein eigenes, wirkliches Leben lebte ich ganz anderswo (als in der Nähe des Vaters), an einem Orte, wo es keinen Gott gab“ (47).

Der gewalttätige Charakter Andrews wird uns verständlich, wenn wir von seinen Eltern und Angehörigen hören. Es handelte sich um eine ausgesprochen „zanksüchtige Familie“. Der Vater war „ein großer, herrschsüchtiger Grundbesitzer mit energischem Mund“, der nicht genug Land aufkaufen konnte, aber mit seinem Verhalten bei den Söhnen einen solchen Haß gegen die Landwirtschaft erregte, daß keiner von ihnen das Land nach ihm übernehmen wollte. Er hatte „ein eckiges, starrsinniges Gesicht und die hochmütigsten Augen, die ich je gesehen habe. Nur ein Mann, der Gottes und der eigenen Seele sicher ist, kann solche Augen haben. Niemals habe ich ähnliche in anderen Menschengesichtern gesehen“ (14). „Die Leute fürchteten ihn, hatten ihn gern, verlachten ihn und schenkten ihm Vertrauen. Polternd, zornig und ungeheuer starrsinnig, war er doch unendlich gut zu seinen armen Nachbarn und (charakteristischerweise) bis aufs äußerste erbarmungslos gegen seine Familie“ (13).

Und die Mutter paßte zu diesem Mann: „Ihr Unterkiefer ist um nichts weniger kraftvoll als der seine und wenn ihre Augen nicht das Feuer Gottes in sich brennen haben, haben sie die Ruhe des Teufels. Kein Wunder, daß Gott und der Teufel in jenem stürmischen Haus solche Wirklichkeiten darstellten“ (14). Nachdem sie jahrzehntelang unermüdlich einem großen Haushalt vorgestanden, also „regiert“ hatte, verweigerte sie, älter geworden, jedwede Arbeit, lebte 35 Jahre einen völligen Müßiggang, und „zwang damit der ganzen Familie ihren Eigenwillen auf“ (14). Ihre Untätigkeit im Alter war nur eine andere Form des Herrschens. Und doch wird von dieser Familie gesagt, daß sie ganz von Religion erfüllt war: „Religion war ihre Speise und ihre Zerstreuung und ihre Geistesnahrung und das Vergnügen ihrer Seele, sie stritten darüber, so wie andere Männer über Politik streiten“ (10). Welches Fehlurteil! Denn diese Frömmigkeit der Eltern war keine wahre Frömmigkeit. Sie lebten ihre Eigenwilligkeit auch gegen Gott aus. Vor seinem Sterben sagte der Vater: „Gott hat mich betrogen! Ich zeugte sieben Söhne und kein einziger ist auf meinem Grund und Boden zurückgeblieben. So zog er murrend in die Ewigkeit“ (66).

Kennzeichen für die Echtheit religiösen Lebens ist die Liebe und Kennzeichen für die Echtheit der Liebe sind Demut und Gehorsam. Christus, der Herr, „ist nicht gekommen, um sich bedienen zu lassen, sondern um zu dienen und Sein Leben als Lösepreis zu geben für die vielen“ (Mt 20,28). Es gibt keine wahre Frömmigkeit, welche an diesem Grundgesetz des Lebens Christi vorübergehen dürfte.

Es ist daher völlig verkehrt, wenn wir in Erfolgen oder Leistungen die Kennzeichen echter Frömmigkeit oder einer guten Seelsorgsarbeit suchen. Im Hohenlied der Liebe sagt der Apostel ausdrücklich, daß auch die größten Opfer, die Hingabe des Vermögens, ja sogar des eigenen Lebens, wertlos sind ohne die selbstlose, demütige Liebe (1 Kor 13). Wenn wir Andrews glühende Religiosität an diesen Maßstäben messen, kommen wir zu dem erschreckenden Ergebnis, daß es sich bei ihm nicht um wahre Frömmigkeit im Sinne Christi, sondern um Fanatismus handelt, der auch Sektierer und Ungläubige, Nationalisten und Kommunisten zu größten Leistungen und Entsagungen befähigt, der aber letzten Endes immer nur ein Deckmantel für grenzenlosen Machtwillen und unersättliche Herrschsucht ist — umso gefährlicher, wenn er sich Gottes und der Religion zur Tarnung seiner eigentlichen Ziele bedient.

Damit ist über die puritanische Frömmigkeit und ihren Geist, der geformt ist, „von jener blinden Gewißheit, jener lauterer Unduldsamkeit, jenem Eifer der Berufung, jener Verachtung für Mensch und Erde, jenem tiefen Vertrauen zum Himmel“ (7), ein sehr ernstes Urteil gesprochen. Die Erfahrung lehrt uns, daß es diesen Irrweg der Frömmigkeit auch innerhalb der katholischen Kirche gegeben hat und bis heute geben kann.